

Endlich, Revolution

So unterschiedlich Publizisten der neuen Rechten auch sind – früher waren sie links. Jetzt können sie weitermachen, wo sie damals aufgehört haben

Als zum letzten Mal in Deutschland inflationär vom Volk die Rede war, Volksrepublik (Mao), Volkskrieg (Vietnam), Volkküche (Gorleben), im äußerst langen „roten Jahrzehnt“ (Gerd Koenen) war das Volk dem Volk noch schnuppe. Man hatte damit zu tun, ihm zu entkommen. Das Volk, das war eher die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ (Helmut Schelsky) inklusive Volkswagen Passat, realisierbarer Aufstiegsträume und Reiseweltmeisterstatus. Jetzt ist alles anders – oder wenigstens scheint es so.

Die Revolution, aus der nichts wurde – Harald Martenstein, Henryk M. Broder und Jürgen Elsässer sind diese Schmach wohl nie ganz losgeworden. Kann man sie jetzt wiedergutmachen? Die drei sind, an verschiedenen Stellen, so etwas wie die publizistischen Anführer der neuen Revolte. Von rechts. Sie alle waren mal links. Jetzt, da das Volk mit seinem unverfälschten „Volkswillen“, so scheint es, als „geschichtliches Subjekt“ endlich auf den Plan tritt, auch wenn nicht ganz klar ist, ob es sich nicht eher um besonders laute, frustrierte Rentner, Putin-Trolle, und die üblichen Querulanten – eben eine laute, gut organisierte Minderheit handelt –, jetzt kann man die sprachlichen Rohrkrepierer aus der Revoluzzerzeit einfach wieder hervorholen. Die Herrschaft. Das System. Die Volksmasse. Und ich – Interpret, Avantgarde des Volks. Alles wie früher. Nur dass es heute mehr Erfolg verspricht. Klappert es diesmal?

Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass zum Beispiel der ehemalige Linke Harald Martenstein in einer Kolumne von Donald Trump ziemlich direkt auf die „ö8er“ zu sprechen kommt. So endet es fast immer bei ihm, im weitesten Sinne. Er saß am Wahlabend in einer Kneipe in den Vereinigten Staaten. Ganz nah beim Volk (im Gegensatz zur etablierten Presse, wie er im selben Text betont), das in einem revolutionären Akt das Establishment hinwegfegte. Seine Analyse: „Inzwischen habe ich kapiert, dass der sogenannte Populismus etwas im Angebot hat, was unser Establishment den kleinen Leuten nicht mehr bieten kann. Das, worum es vielen Leuten geht, heißt ‚Stolz‘. Linke mögen dieses Wort nicht. Obwohl der ‚Klassenstolz‘ des Proletariats früher zu ihrem Wortschatz gehört hat. Wie wäre es, wenn wir es stattdessen ‚Respekt‘ nennen?“

Martenstein kennt das Wort „Klassenstolz“ wahrscheinlich aus seiner DKP-Zeit. In einem Interview hat er mal gesagt, wie schrecklich es bei den DDR-finanzierten Kommunisten war. Aber die sinnlosen Abende mit Gerede über „das Volk“ und „Klassenstolz des Proletariats“ bei gleichzeitiger Abwesenheit derselben haben wohl Spuren hinterlassen. Theorieschulung damals – jetzt kommt die Praxis.

„Das Volk“ ist jetzt heilig. Von seinem Berufsstand, dem Journalismus, Teil des „Establishments“, hält er nicht viel: „Mir scheint es fast, es habe kaum einer meiner Kollegen sich je die Mühe gemacht, mit Trump-Anhängern oder auch AfD-Wählern ein längeres Gespräch zu führen.“ Ein paar Seiten später beginnt im selben Heft übrigens eine 15-seitige Reportage über AfD-Nachwuchspolitik, die ausführlich zu Wort kommen. Von Trump hält Martenstein zwar nicht viel. Vom Volk, das ihn gewählt hat, aber jetzt schon. Trump war ihre Notwehr. Wer vom Volk so abgelehnt wurde wie das Mitglied der 0,2 Prozent-Partei DKP (aufgerundete 100 Prozent gegen sich), der kann das Volk nur als monolithischen Block denken. Bis heute.

Henryk M. Broder, ebenfalls ehemaliger Linker, ist, was Trump angeht, schon längst weiter: Am Wahlabend besuchte er mit „Make America Great Again“-Kappe eine Wahlparty. Es war wohl eine Wiederauflage der in den Sixties so beliebten „Happenings“, um „dem Establishment“ seine wahre,

hässliche Fratze aufs Gesicht zu zaubern. Die Aktion war der Startschuss für eine ganze Reihe von Artikeln und Kommentaren, in denen er sich gar nicht mit Trump beschäftigt, („ein Grobian“), sondern mit dem Höhenflug von „Arroganz“ und „Ahnungslosigkeit“ der deutschen Politik von Merkel bis Röttgen, Steinmeier, Schulz. Die hatten es gewagt, etwas gegen Trump zu sagen. Früher hatten Linke noch das „falsche Bewusstsein“ im Angebot. Heute könnte man weniger gestellt sagen: auch das Volk kann irren. Zum Beispiel Trump wählen.

Broder hat einst und zu Recht Texte gegen Antisemitismus und Antiamerikanismus geschrieben. Dafür hat er damals von einem Milieu, das in seiner Wutbürgermanier wohl jenem sehr ähnelt, das ihm heute hymnisch zustimmt, permanent Prügel einstecken müssen. Für jemanden, der immer nur politische Minderheit war, muss es beglückend sein, endlich mit dem imaginierten „Volk“ einer Meinung zu sein. Und dabei dasselbe erzählen zu können wie in den Revolutionstagen. Das neue, alte Axiom: wenn die Medien und Politik, das „Establishment“, mehrheitlich, wie im Fall Trump vollkommen zu Recht, eine ablehnende Haltung einnehmen, dann ist wohl das Gegenteil richtig. Genauso war es schon im „roten Jahrzehnt“.

Endlich sind die milieuspezifischen Sprachwelten von „denen da oben“ (ohne Studium) und dem „Establishment“ (Uni-Abschluss) (Uni-Abschluss) zu einer verschmolzen. Broders linke Altersgenossen entscheiden sich irgendwann, Studienräte oder SPD-Funktionäre zu werden. Der vielzitierte Marsch durch die Institutionen. Broder ist jetzt zur Abrundung seiner Biographie auch noch Volksheld und wortgewaltiger Propagandist des Marsches gegen die Institutionen. Aber der Journalist, als langjähriger Autor von Medien wie „Spiegel“ und „Welt“ Teil des „Establishments“, kriegt den Ekel vor Aufsteigern aus dem sonst so angebeteten Volk nicht ganz los. In einem N24-Interview zog er über SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz her. Das genüsslich ausgesprochene Schlüsselwort war: „Würgeln“, eine 38 000-Einwohner-Stadt in der Provinz bei Aachen. Schulz war da mal Bürgermeister.

Martenstein und Broder teilen übrigens eine weitere obsessiv zelebrierte Abneigung – das Abarbeiten an der „Gendertheorie“, die, in Wahrheit Hobby eines akademischen Mikromilieus, von beiden zur Staatsaffäre und Gefahr für die Gesellschaft aufgeblasen wird. Hängt das am Ende auch mit ihrer Vergangenheit zusammen? Linkes Sektierertum war ja bekanntlich eine „Macker“-Angelegenheit.

Das Ende der Roten-Fahnenstange bildet der Querfront-Aktivist Jürgen Elsässer. Der ehemalige „Arbeiterkampf“-, ehemalige „Bahamas“-, ehemalige „Jungle World“-, ehemalige „junge welt“-, ehemalige „konkret“-, ehemalige „Neues Deutschland“-Autor, ehemalige „Antideutsche“, ehemalige Trotzkist hat die Selbstwertung erfolgreich abgeschlossen. So radikal, wie es sich gehört: Man könnte vielleicht sagen, er ist jetzt linksrechtseradikaler völkischer Nationalist: Pegida-Fan, Höcke-Fan, Trump-Fan, Putin-Fan und somit die personalisierte Umsetzung dessen, was „Anti-Establishment“ in letzter Konsequenz sein kann. So weit ist das Broder-Martenstein-Milieu noch nicht.

Obwohl – neueste Meldung: Matthias Matussek, ehemaliger Broder-Kollege, hat den Stabschef des Weißen Hauses, Steve Bannon, als „interessante Figur“ bezeichnet. Vielleicht ist Broder sauer, dass er darauf nicht selber gekommen ist. Schließlich hat sich die gesamte amerikanische Presse gerade auf Bannon eingeschossen. Das sollte als Beleg für dessen Ehrenhaftigkeit genügen. Bannon wurde in „Daily Beast“ so zitiert: „Ich bin Leninist. Lenin wollte den Staat zerstören, und das ist auch mein Ziel. Ich will das Establishment kaputt machen.“

JOST KAISER



„Es fühlt sich entsetzlich an, aber es macht süchtig.“

Foto Capcom

Gefangen in einem Keller in den Südstaaten

„Resident Evil 7“ ist das erste Videospiel für die neuen virtuellen Welten – und zeigt die Vereinigten Staaten von ihrer dunklen Seite

Heckrach kann hässlich enden. Drei Jahre haben wir uns nicht gesehen, und nun fallen wir uns doch wieder in die Arme. In einem dunklen, unheimlichen Haus zwar, aber das trübt die Erregung nicht. Ich habe meine Geliebte Mia wiedergefunden. Dass sie kurz danach diesen bösen Gesichtsausdruck bekommt und mir die linke Hand abtrennt, mit einer Motorsäge, kommt wirklich wie ein kleiner Schock.

Videospiele erleben gerade einen Medienprung, wie der Theoretiker Marshall McLuhan das einmal genannt hat: Die Erzählungen wechseln von einer Form in eine neue, die ungeahnte und noch kaum ausgeschöpfte Möglichkeiten bietet. Im Game ist die neue Form die virtuelle Realität. Die sogenannten VR-Brillen, die moderne Spieler aufsetzen, um ganz in ein Spiel einzutauchen, sind seit einigen Monaten da – sie heißen Oculus Rift, HTC Vive, Samsung Gear oder Sony VR. Aber es gab noch keine Inhalte, die diese Technik wirklich sinnvoll benutzen. Man wusste überhaupt nicht, wozu man eine solche Brille braucht. Bis jetzt.

„Resident Evil 7“ heißt das neue Spiel, das mit dem Albtraum einer Beziehungskrise beginnt und von da an immer entsetzlicher wird. Eine interaktive Horrorstory verändert gerade die Welt der Videospiele. Liest man in Fachmagazinen der Szene über dieses Spiel, häufen sich Sätze wie: „Der Beginn einer Ära“, „wird in die Geschichte eingehen“, „Spielen wird nie wieder sein, wie es war“ und „übertrumpft jedes andere Videospiel“.

Es tut sich also etwas – aber was das ist, ist nicht leicht zu sagen. Allein schon, weil noch nie klar war, wie man über Spiele zu reden habe. Spiele ähneln Filmen, weil sie eine Erzählung visuell präsentieren. Aber sie ähneln auch einer Sportart, weil es Regeln gibt, nach denen man handeln muss, um zu gewinnen. Jetzt, mit den VR-Brillen, ist ein Spiel auch ein Erlebnis. Deswegen drängt es sich so auf, in der Ich-Form davon zu berichten. Die Frage „Wie fühlt sich das an?“ könnte ganz neue ästhetische Bedeutung gewinnen.

Entsetzlich fühlt es sich an, in den Südstaaten in einem vergammelten Keller gefangen zu sein, bei einer wahnsinnigen Familie. Denn das ist es, was in „Resident Evil 7“ passiert. Der Hauptcharakter Ethan vermisst seit drei Jahren seine Partnerin Mia, offenbar eine Forscherin, ist damals einfach verschwunden. Nun kommt eine schlichte Mail: „Hol mich ab.“ Und eine Adresse. Also fährt Ethan los, tief in die Wälder Louisianas, bis zu einem verlassenem Anwesen, menschenleer und doch umzäunt und gesichert. So wirft uns dieses Spiel in die Welt, und von da an muss jeder sein

Abenteuer finden. Und natürlich fällt, kaum dass man einmal in das verfallene Gartenhaus eingedrungen ist, die Tür hinter einem zu und lässt sich nicht wieder öffnen. Es fühlt sich entsetzlich an, aber es macht süchtig. Eine derart nah wirkende Spielerfahrung gab es noch nie. Es ist möglich, das Spiel auch ganz normal am Bildschirm zu spielen, ohne die Datenbrille. Das tut man aber nur in den Momenten, in denen das Grauen zu drastisch wird. Wer es über sich bringt, will immer wieder hinein in die dunkle Welt.

Und das, obwohl sich da nichts weiter als eine typische Horrorerzählung entspinnt. Referenzen an „Blairwitch Project“, „Freddy Krüger“ oder „Saw“ sind unverkennbar. In dem alten Gemäuer ist es dunkel, die Dielen knarren, unsere Taschenlampe leuchtet immer nur einen viel zu kleinen Bereich aus. In der ersten halben Stunde des Spiels, in der noch gar nichts passiert, fürchtet man sich schon intensiv vor Schatten, Falltüren, vor der Einsamkeit. Und wenn dann später klar wird, dass man sich in der Gewalt einer wahnsinnig gewordenen Familie befindet, dass man eine überdrehte Fritzl-Gefangenschaft erlebt, springen die Figuren, die angreifen, immer hinter einer Ecke hervor, brechen durch Wände. Kommen also genau dann, wenn man nahe am Herzinfarkt ist.

Die Geschichte selbst ist dabei reichlich krude. Sie hat mit fehlgeschlagenen Experimenten einer bösen Biotech-Firma zu tun und mit übernatürlichen Einflüssen. Eine abgesägte Hand kann später auch wieder dran sein, leider kann auch ein Angreifer, den man gerade erschlagen hatte, gleich wieder leben. Und etwas wie Zombies gibt es auch. Doch das ist alles nebensächlich. Der Horror ist hier nicht blutig, sondern beklemmend.

„Resident Evil“ ist eine hoch erfolgreiche Reihe von Zombie-Spielen aus Japan, sechsmal mit Milla Jovovich verfilmt – der letzte Teil lief vor zwei Wochen in Deutschland an, erzählt aber unabhängig von dem neuen Spiel eine eigene, reine Action-Geschichte. Während Angelina Jolie den meisten Videospielern ihre geliebte Lara Croft eher verdorben hat, hat Milla Jovovich die Resident-Evil-Erzählung sehr würdig in den Mainstream übertragen: als starke Frau, und ohne einen ständigen Anflug von Ironie.

Während der Film „Resident Evil: The Final Chapter“ sein Amerika mit dem Holzhammer behandelt und gleich mit einer Schlacht gegen die Untoten am Weißen Haus beginnt, erzählt das Spiel vom psychologischen Horror eines zerrissenen Landes. Wer im Keller gefangen ist und gegen den Zorn der amerikanischen Kleinfamilie kämpft, kommt nicht umhin, über das Land

nachzudenken, von dem hier erzählt wird. Das Horrorhaus, in dem wir uns befinden, steht in Louisiana, heißt es am Anfang. Der Bundesstaat gilt als konservativ, hat im November zu fast 60 Prozent Donald Trump gewählt. Manch einer in dem Land wird sich auch jetzt wie gefangen fühlen, in der Gewalt eines Wahnsinnigen, ohne Hoffnung, schnell wieder rauszukommen. Das jedenfalls suggeriert das Spiel immer wieder. Jack, der grausame Familienvater, der mit so mancher Axt nach uns schwingen wird, aber auch immer wieder sarkastische Ansprachen hält, die mit „Mein Sohn“ beginnen, ähneln verächtlich dem Schauspieler Bryan Cranston in der Serie „Breaking Bad“. Und die Baker-Familie – so stellen sich die Unterdrücker, die einen festhalten, irgendwann vor – kann man nicht besiegen. Waffengewalt ist hier möglich, aber sinnlos. Der Spieler ertappt sich immer wieder dabei, auf eine der offensichtlich übermenschlichen Figuren zu ballern, nur um dann zu merken, dass man diese Wesen nur austricksen kann, aber nicht töten. Auch die Debatte um Gun Violence ist also Thema – in ihrer ganzen Hilflosigkeit.

Das alles funktioniert. Der Hersteller verkündete vor einigen Tagen, dass schon 2,5 Millionen Spiele verkauft seien. Sehr viel, selbst für eine Kulturindustrie, die sich nicht mit den ärmlichen Zahlen von Kino oder gar Literatur herumschlagen muss. Das Spiel wurde von einem 150 Personen starken Team in Osaka entwickelt. Chefdesigner Jun Takeuchi gibt sich eher schweigsam, sagte aber schon Sätze wie: „Zombies sind zwar furchterregend, aber das reicht nicht, die Abgründe der Menschen tragen viel weiter.“ Die Welt wird ernster, und selbst im Genre Horror scheint es mehr um das Grundsätzliche zu gehen. Um das Böse in uns, aber auch darum, wie Menschen manipuliert und fremdgesteuert werden.

Ganz am Schluss der etwa neun Stunden Horrorerfahrung sitzt Jack, der vermeintliche Potentat, vor Ethan, also vor uns, beugt sich herüber und sagt: „Ethan, befrei uns, bitte!“ In dem Moment hat sich die Handlung schon mehrmals gedreht, und wer Täter schien, ist vielleicht doch nur Opfer. Wir bleiben allein, wie ein hilfloser Rambo im Zeitalter nach den Machos, und versuchen es: zu helfen – mit einer Schrotflinte und der Säge, die man schon kennenlernen musste. Wie Videospiele eben so sind. Spielt man gut, bekommt man am Ende sogar die Frau zurück. Aber wer da nicht trotzdem an das Elend Amerikas oder gleich der ganzen modernen Welt denkt, hat nichts verstanden.

THOMAS LINDEMANN

„Resident Evil 7“ erscheint bei Capcom, für PC, Xbox One oder Playstation 4. Das volle Spielerlebnis hat man nur mit Sony VR.

■ DIE LIEBEN KOLLEGEN

VON CLAUDIUS SEIDL

Thea Dorn, Schriftstellerin, Essayistin und seit Jahren eine aus ungezählten Talkshows und Sinnstiftungssendungen bekannte Fernsehpersönlichkeit, wird vom März an Mitglied des „Literarischen Quartetts“ und hat in einer Presseerklärung schon erste programmatische Aussagen gewagt. „In Zeiten, in denen alles, was mehr als 140 Zeichen hat, schon für einen Roman gehalten wird, ist es mir Freud und Ehr, dem Leser wirkliche Romane ans Herz zu legen.“ Naturgemäß muss man keine große Meinungsumfrage veranstalten, um zu wissen, dass die Zahl derer, die, nur zum Beispiel, diese Kolumne hier, weil sie mehr als 140 Zeichen hat, für den „Großen Gatsby“ halten, sehr niedrig ist. Und entsprechend war die Reaktion in den sozialen Netzwerken: heiter, spöttisch, befeuert von einer gewissen Entschlossenheit, Thea Dorn nicht ganz ernst zu nehmen. Zumal ja die Kategorie des „wirklichen“ Romans die Existenz des unwirklichen Romans voraussetzt. Den man auch gern mal kennenlernen möchte, so als unwirklicher Leser.

Zu den Phänomenen, deren Bedeutung und Wichtigkeit an ihrer Unwirklichkeit hängt, gehört Preußen, das Land, das vor siebzig Jahren aufgelöst wurde – und seither und vor allem seit dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland geistert es, als Wiedergänger gewissermaßen, durch immer mehr Köpfe, weshalb der Berliner „Tagesspiegel“ am Samstag diesem Gespenst mal wieder eine Seite widmete. Es geht darin um Volker Tschapke, den Ehrenpräsidenten der Preußischen Gesellschaft; auch Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen kommt ausführlich zu Wort, und wie so oft, wenn es um dieses Thema geht, scheint die Haltung des Artikels zu schwanken, zwischen Amüsiertheit und der Frage, ob man, so im heutigen Deutschland, Preußens doch häufiger gedenken sollte, am 18. Januar beispielsweise, jenem Tag, da, vor 316 Jahren, der brandenburgische Kurfürst sich selbst zum König in Preußen krönte, in Königsberg, das ja außerhalb des Heiligen Römischen Reichs lag, was der einzige Grund war, weshalb der Kaiser diese Selbsterhöhung zu dulden bereit war (also: nein!). Oder am 24. Januar? Dem Tag, an dem vor 305 Jahren Friedrich, von manchen der Große genannt, geboren wurde? „Eigentlich fährt Volker Tschapke jedes Jahr am 24. Januar nach Potsdam, um eine Kartoffel auf seinem (Friedrichs ist gemeint, A. d. R.) Grab niederzulegen.“ Ach, Preußen.

Für die Frage, was der Mensch sei und wie er leben solle, ist naturgemäß der Kulturteil zuständig – und macht es sich bei der Antwort immer wieder schwer: Über die Schriftstellerin Fatma Aydemir, zum Beispiel, war am Samstag in der „Süddeutschen“ zu lesen, sie „lebt als taz-Redakteurin in Berlin“. In dieser „tageszeitung“ wiederum war am selben Tag zu lesen: „Markus Engel lebt als Bestattungsordner in Saarbrücken.“ Und als Leser, als welcher man, während der Zeitungslektüre jedenfalls, zum Beispiel in seinem Arbeitszimmer oder Büro lebt, fragt man sich natürlich, was einem die Redaktionen damit sagen wollen: Ist dieses „lebt als“ ein Ausdruck der Uneigentlichkeit – oder doch das Gegenteil davon? Geht es also darum, dass Herr Engel nur vorläufig, im „als ob“ des Rollenspiels, als Bestattungsordner in Saarbrücken lebt? Wird er ein anderer, wenn er Saarbrücken verlässt, um, als Feinschmecker beispielsweise, ins nahe Frankreich zu fahren? Bleibt er Bestattungsordner nur bis zu dem Zeitpunkt, da sich Karl Marx' Prophezeiung erfüllt und er endlich die Möglichkeit hat, „heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie er gerade Lust hat, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden?“ Oder ist es gerade andersherum: Ist also Fatma Aydemir, solange sie diesen Beruf und diesen Arbeitgeber hat, dazu verdammt, auch wenn sie Gemüse einkauft, die Zähne putzt oder ins Schwimmbad geht, das auf die spezielle Art einer „taz“-Redakteurin in Berlin zu tun, welche sich vom Zähneputzen und Schwimmengehen eines Bestattungsordners in Saarbrücken deutlich unterscheidet? Andererseits hätte die schlichte Aussage „Frau Soundso lebt in Berlin“ etwas Euphemistisches.